

Freistatt

Kritische Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst.

Begründet von Fritz Brüggemann.

IV. Jahrgang
Heft 51

Schriftleiter **Alexander von Bernus**
München, Euhuberstraße 8 (Fernruf 8407).

21. Dezember
1902

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Post (vgl. bayer. Post Nr. 340 a, Reichspost Nr. 2705 a) und den Verlag. — Abonnementspreis: vierteljährlich Mk. 2.50, Ausland: jährlich Mk. 12.—. — Inserate: 4 gespaltene Millimeterzeile 10 Pf., bei Wiederholung Rabatt. — Inseratenannahme durch alle Annoncenbureaus des In- und Auslandes, unsere Vertreter und den Verlag. — Manuskripte werden nur zurückgeschickt, wenn Rückporto beiliegt. — Es wird gebeten, alle Einsendungen nur an die Schriftleitung, nicht an eine persönliche Adresse zu richten.

Es raucht in den Schachtelhalmen!

von

Richard Graf Du Moulin Eckart

Dieses elegische Wort Schöffels kam mir all die Tage in den Sinn, da ich die Mären vom deutschen Reichstage las und das beschämende Gefühl nicht los wurde, daß die augenblicklichen Interessen der deutschen Nation gewissermaßen in einem mehr oder weniger billigen Braten nebst Zubehör gipfeln. Seit Jahr und Tag tobt der Kampf um diesen Zolltarif, die Kommission hat es, wenn ich nicht irre, auf 111 Sitzungen gebracht und es könnte nun die gute studentische Frage aufgeworfen werden, wer die Schnäpfe bezahlen soll.

Aber es ist nicht die Zeit zu schlechten Witz. Sie ist wirklich zu ernst und zu traurig. Mag immerhin der Zolltarif nunmehr unter Dach und Fach gebracht werden. Meinestwegen. Die Folgen werden nach beiden Seiten hin nicht so schlimm sein als man es mit der prophetischen Parteibrille erkennen will. Es handelt sich nicht um das Was, um den Erfolg eines Gesetzes, für das die Regierung selbst schließlich so viel Sympathie übrig hatte, sondern um das Wie!, d. h. um die Mittel und Wege, durch die das Gesetz durchgebracht worden ist. Und dabei habe ich auch weniger den Antrag Kardorff im Auge. Dem Parteigeist ist nun einmal nichts heilig. Die Parteien sind alle, alle in dem jesuitischen Grundsatz erzogen, daß der Zweck die Mittel heiligt: es kommt nur darauf an, wie man diese alte machiavellistische Lehre dem eigenen Programm anpaßt, ob man sie mit Geschmack zu formulieren weiß. Am verbrauchtesten ist dabei die Larve der Biedermeierei: diese ist langweilig und direkt komisch wirkt es, wenn die sogenannten Ordnungsparteien den gleichen Trick durchführen und nun zugleich mit frommem Niedererschlag der Augen sich als die Retter des Vaterlandes zeigen. Ziehen wir den Vorhang zurück vom Reichstag und betrachten wir dies Bild von der neuen heiligen Allianz — die freilich im Grunde ebenso verlogen ist, wie es die alte war, über die eine Frau von Krüdener ihre hysterisch zuckenden Hände ausgebreitet hatte.

Aber — du hast's erreicht, Oktavio! Und wir dürfen sagen, daß wir in der inneren Politik, im Reichstag eine unsagbar beschämende Niederlage erlitten haben. Es ist wohl eine der letzten Früchte, die freilich wurmfressig und angefault von diesem Baume herabgefallen, den man einst mit so freudiger Hoffnung gepflanzt, von dem man mit Freuden gesagt: „Ge-

segnet sei er immerdar, von der Wurzel bis zum Gipfel.“ Der „Laubriß ging“, der Baum ist kahl, seine Nester dürr, und einzelne Parteien sägen mit Eifer an dem Aste, auf dem sie noch sitzen. Wahrlich — nicht mehr von Diäten wollen wir sprechen, sondern von einer Pension, welche die Mehrheit reichlich verdient hat, in dem Sinne, daß sie das gewöhnliche Symbol der Pensionierung ist.

Ist er nun wirklich, dieser Reichstag, der Ausdruck gewesen des politischen Empfindens aller Deutschen? Sind wir wirklich alle so arm, so bettelarm geworden, wie es in den jüngsten Tagen zu Tage getreten? Fehlt uns wirklich der freie Blick dafür, daß durch die neue Geschäftsordnung Ketten geschmiedet wurden, die weit mehr als die lex Heinke geeignet sind, jede freie Bewegung zu hemmen und jenen Gegnern der Freiheit die Mittel zu geben, die Träger derselben zu fesseln. Mit derselben Emphase wie man diese Geschäftsordnung geschaffen, wird man das allgemeine Stimmrecht aufgeben, weil man sich vor der Sozialdemokratie fürchtet. Aus Furcht also werden alle Errungenschaften des modernen Staates in Frage gestellt, aus kleinlichster Kengstlichkeit vergißt man, daß die Abgeordneten vor allem berufen sind, im Sinne des Goethe'schen Wortes zu handeln: „Was Du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“

Wahrlich, wenn die Wähler der Ordnungsparteien ihren Vertretern im Reichstag zustimmen, dann dürfen wir sagen: „Wir stehen im Greisenalter der Welt“ und das, ehe wir in Deutschland das geworden, was Plato unter einem *ἄσπονος Πολιτεία* versteht. Die Parteien haben abgehaust.

Das wäre der richtige Moment für das Aufblühen jener Partei, die unter dem Namen Kaiserpartei eben an ihrem Programme arbeitet. Aber würde diese einen Verjüngungsprozeß bedeuten? Kann eine Partei Zukunft haben, die ihr Schlagwort aus der Vergangenheit nimmt, weil sie eben nicht recht weiß, was sie in der Zukunft Selbständiges leisten soll? Vor fünfzig Jahren, da hatte das Wort Sinn, da lag in demselben die ganze Hoffnung der deutschen Nation, da sah sie als Ziel die goldene Krone über sich schweben, die der eiserne Kanzler geschmiedet hat. Jetzt — haben wir ihn, den Kaiser und er hat trotz der Parteien Gunst und Haß eine Schar hinter sich, wie kein anderer Fürst der Welt — das deutsche Volk ist die Kaiserpartei und wird es trotz aller Reichstagsmiseren bleiben. Was könnte dagegen die kleine Zahl bedeuten — sie verhielte sich wie die „Bonner Preußen“ zu der gesamten dortigen Studentenschaft. Und würde dadurch nicht eine neue Sparte des

= 25 Pfennig =

Freistatt

Kritische Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

— Nr. 51 —

Richard Graf Du Moulin Eckart Es tauscht in
den Schachtelhalmen!

Albrecht Groszai Baudelaire-Uebersetzungen

Dr. Hermann Popp Brügge

Wilhelm Michel Skizzen

Edgar Steiger Weihnachtsglocken

Edgar Steiger Eine italienische Moralität

Arthur Koesler Ein verschollenes Gebiet der
Kunst

Volkswirtschaft und Politik, Literatur und
Theater, Musik, Kunst, Rundschau,
Besprechungen

— 1902 —

Freistatt-Verlag, G. m. b. S.

politischen Strebertums geschaffen? Wenn sich eine solche Parteigruppierung vollzieht, dann mag sie bei aller Treue bis in die Verbée, die für mich Grundgedanke eines politischen und nationalen Fühlens, Denkens und Wollens ist, als eine heilige Schar sich zusammenschließen: die sich die Aufgabe gestellt, unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen. Daran fehlt es: diese Kaiserpartei ist nicht da! Wie wären sonst Dinge möglich, wie sie sich in Breslau abgespielt haben, wo die Sozialdemokratie ihren Hochsitz hat. Glaubt man denn, daß bei diesen Tausenden und Abertausenden von Arbeitern wirklich die besten es sind, welche jene Adresse überreicht haben? Ist denn das sozialdemokratische Programm nicht die natürliche Anschauung des Arbeiterstandes, der eben aufwärts strebt, wie der dritte und vierte Stand das von je getan? Ist es denn möglich, diese gewaltige Heerschar zu spalten und glaubt man, durch eine Adresse wie die Hochumer eine Scheidung in Schäflein und Böcklein durchzuführen zu können?

Begreift man denn nicht, daß diese Bewegung ebenso notwendig wie die mittelalterlichen Ständekämpfe und die des „tollen Jahres 48“. Beruht nicht auf diesen „Genossen“ mit zum großen Teile die Zukunft der deutschen Nation? Man gehe in die Werkstätten und sehe diese leuchtenden Augen, diese gesunden Schläfen, hinter denen noch unverbrauchte, unverdorrene geistige Kräfte pulsieren, die eines Tages dem Vaterlande zu Nutz und Frommen in Tätigkeit treten werden. Wir erziehen an unseren Schulen zu 95 % Menschen, die wohl geeignet sind, im engen Rahmen des bürgerlichen und des staatlichen Lebens spielend ihre Pflichten zu üben, brave, biedere Menschen; aber können wir mit diesen kleinen und kleinsten Geistern die deutschen Ziele vollenden und wenn wir kein anderes hätten, als Weltpolitik zu treiben?

Hier in der Werkstatt lernt's der Sohn vom Vater, das Leben mit souveränem Schenkelschluß zu traktieren, eine Kunst, die in Deutschland so wenig geübt wird, und diese Söhne sind es, welche einst auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und auch geistigen Lebens das Hauptfontingent unserer Pioniere stellen werden. Das sind keine Menschen, die mit Legenden gewonnen werden können, auch nicht mit Gold. Hier hilft nur eines, nur die hehre Erkenntnis, daß es neben dem Vaterlande nichts Heiligeres gibt als das Leben, mag es nun im Fürstentum pulsieren oder in dem Herzen des Proletariats. Sobald wir das gelernt haben, dann werden wir auch die nationale Melodie finden zu dem Liede: „Ein Sohn des Volkes wollt' er sein!“ Diese Erkenntnis wird keinen äußeren Umsturz bedeuten, aber eine Fülle neuer Kraft wird in unser nationales Leben einströmen, die wir brauchen, und die, abseits und unbenutzt gelassen, anschwellen wird und wieder verlaufen wie das Wasser beim Stauwerk einer verfallenen Mühle, zu der lediglich die Mäler kommen.

Wir sehen nur die Bitterkeit und den Groll der Massen, und nicht das Große und Gewaltige, das in ihnen schlummert. Und doch muß ich sagen, habe ich aus dem Hohnlachen der erbittertesten sozialdemokratischen Abgeordneten bei den letzten Verhandlungen des Reichstags mehr deutsche Kraft und nationalen Mut herausgehört als aus all den gekünstelten Wendungen der sämtlichen Redner der Ordnungsparteien.

Ich bin kein Sozialdemokrat und werde es wohl kaum mehr werden. Aber wenn die Geschichte die Lehre von den Kräften ist, den verbrauchten und den werdenden, so kann ich nur mit Freude sie konstatieren, wo ich sie finde. Nein, ich halte unsere Nation für jung und noch für große Dinge fähig gerade wegen der Kräfte, die in Stadt und Land geborgen liegen und, in gesunder Weise gehegt, machtvoll und herrlich sich entwickeln werden. Das erste ist, daß ihnen fernbleibe — der Ultramontanismus. Gegen ihn vermag uns nur die Sozialdemokratie zu schützen. Alle Dämme brechen vor den eindringenden dunklen Wellen, Heil uns, wenn diese Stand hält: darauf beruht vor allem die Hoffnung der deutschen Nation. Das haben uns eben die letzten Reichstagsverhandlungen wieder gelehrt. Das ist der junge Siegfried, der sich das Siegschwert selber schmieden wird: „Wir sehen ihn, wie er sich müht und mächtig regt!“

Wir brauchen ein solches Wälfungengeschlecht, das, auf sich gestellt, reift und dann in die Welt tritt. Mag man von den Vätern noch sagen: „Ich weiß ein wildes Geschlecht, nicht heilig ist ihm, was anderen hehr: verfaßt ist es allen und mir.“ Der Sohn wird bei dem Wime reifen und die Welt wird in ihm den Siegfried sehen.

Darum mag die gliederlösende „sonectus“ die Parteien heimsuchen: die Hoffnung des deutschen Volkes beruht auf frischen Kräften, die wir reifen sehen und ihnen gehört die Zukunft. Aus ihnen wird sich einst jene Gruppe bilden, jene Kaiserpartei, die die höchsten Pflichten auf sich nimmt: die treue Mitarbeit an Deutschlands Größe und an Deutschlands Freiheit!

Bis dahin müssen wir warten, denn:

„Es rauscht in den Schachtelhalmen.“



Baudelaire-Uebersetzungen

von

Albrecht Grosz

Vor mir liegen eine gute und zwei schlechte Uebersetzungen von Baudelaire's Les Fleurs du Mal (Edition définitive, Paris, 1901, Calmann Lévy). Die eine ist so gut, daß sie — um gleich das äußerste zu sagen — den eigenen Werken des Verfassers sich ebenbürtig anreicht, in einiger Hinsicht sie übertrifft; sie stammt von George (Baudelaire: Die Blumen des Bösen. Umbichtungen von Stefan George. Berlin 1901, Bondi. Preis 4.50 Mk. Enthält 106 Gedichte von 152). Die beiden anderen sind so schlecht, daß man sich häufig fragt: ob denn dies wirklich Uebersetzungen von Baudelaire's Meisterwerken sind, und nicht vielmehr mäßige Reimerien, die mit gewissen Baudelaire'schen Versen dem Stoffe nach eine merkwürdige Ähnlichkeit besitzen; diese beiden Uebersetzungen stammen von Wiegler und von Zweig. (Baudelaire und Verlaine Gedichte. Uebersetzungen und eingeleitet von Paul Wiegler. Berlin 1900, B. Behrs Verlag. Preis 3.— Mk. Enthält 31 der Baudelaire'schen Gedichte. Charles Baudelaire, Gedichte in Vers und Prosa. Uebersetzt von Camill Hoffmann und Stefan Zweig. Leipzig 1902. Seemann. Preis 2.50 Mk. 35 Gedichte, von Zweig übersetzt.) Hierbei wollen wir nicht verschweigen, daß die Zweig'sche Uebersetzung noch erheblich schlechter ist als die Wiegler'sche.

Was heißt das, eine gute Uebersetzung? Es ist ein alter Streit: besteht die Güte der Uebersetzung in der philologischen Treue, oder in der dichterischen Vollendung? Ich glaube, daß auch dieser Streit wie so mancher sich einfach erledigt, wenn man an Stelle des Entweder—Oder das Sowohl—Als auch setzt. Denn einmal: wozu brauchen wir schlechte Verse? Die haben wir von Einheimischen genug; wozu in die Ferne schweifen, sich, das Schlechte liegt so nah! Zum andern: Selbst wo die Veränderung Verbesserung bedeutet, werden wir zumeist dankend verzichten: denn wir wollen ja gerade den fremden Dichter kennen lernen, nicht ein stillloses Gemengsel zweier Persönlichkeiten. Treue und Schönheit sind Forderungen von gleicher Bedeutung; ihre Erfüllung ist aber von sehr verschiedener Schwierigkeit. Eine treue Uebersetzung herzustellen, lernt schon auf der Schule jeder halbwegs Begabte: eine schöne Uebersetzung verlangt einen Dichter. Zwar den Hauptteil findet der Uebersetzer schon vor: die gesamte Erfindung, Anordnung und Durchbildung des Inhaltlichen, zumal den ganzen Reichtum des bildlichen Ausdruckes; denn alles dies ist international, weil es nur eine Welt gibt. Aber nun heißt es, diesen Inhalt in die sprachliche Form zu kleiden; das internationale „Bedeutungskunstwerk“ in einem nationalen „Schallkunstwerk“ auszudrücken. Hier beginnt die Schwierigkeit, die ich unter einem der vielen in Betracht kommenden Gesichtspunkte, dem der Reimnot, an der Hand der oben genannten Werke, beleuchten will.

Es ist von vornherein unwahrscheinlich, daß genau dieselben Begriffe, zu denen etwa im Französischen reimende Wörter gehören, Reimwörter auch im Deutschen besitzen. Vater und Mutter reimen sich nur dort, rot und Tod nur hier. Wenn nun der Uebersetzer ein Dichter ist, so hat er drei Möglichkeiten. Entweder kann er die Syntax der Verse oder der ganzen Strophe mit solcher Gewandtheit behandeln, daß irgendwelche andere sich reimende Wörter an die Versenden gelangen. Oder er muß seinen riesigen Sprachschatz so lange durchschütteln, bis schließlich doch Wörter herauspringen, die sich reimen, aber nur um eine möglichst geringe Schattierung vom Original abzuweichen. Oder endlich — wenn alles nicht hilft — muß er die widerpenstigen Teufeln fortlassen und die Lücke in einer Stil- und Gedankengang des Originals währenden Weise durch etwas Neues, Eigenes schließen. Keines von diesen Mitteln besitzt der schlechte Dichter und darum schlechte Uebersetzer.

Das freie und dennoch deutliche Schalten mit der Syntax verwehrt ihm sein dürftiges Sprachgefühl, und es ergeben sich jene abscheulichen, nur in Deutschland möglichen Konstruktionen, die sofort die Uebersetztheit verraten und die wir alle aus unserer Schülerzeit kennen, da uns das Gymnasium zwang, Horaz und Sophokles ins Gymnasial-Deutsche zu übersetzen. Ebenso hapert es mit dem Wortschatz, der in seiner ganzen Uner schöplichkeit nur dem wahren Dichter zu Gebote steht, dem Griffen gewöhnlicher Sterblichen aber bald den Boden weist. Da muß denn unser Uebersetzer den dritten, gerade ihm verbotenen Weg einschlagen, und wird nun bald zu Falle kommen. Zunächst wird er mit plumper Hand gerade die charakteristischen und beziehungsreichsten Stellen austrotten, dann die Lücke auf seine Art ausfüllen. Natürlich kann er nichts dichterisch Wertvolles erfinden; er wird daher bald zu den üblichen Flickwörtern greifen (für Nacht: finstere Nacht), bald dasselbe noch einmal ähnlich sagen (zu Schmach hinzufügen: und Pein), bald ein abgenutztes, nicht mehr als solches wirkendes Bild einschleppen (Sternenheer), bald zeilenfüllende, aber wenig besagende Phrasen aufstischen (der Gefahr ins Auge sehen): alles tote Punkte des Genusses.

Soviel zur Theorie. Wie es der gute und der schlechte Uebersetzer im einzelnen machen, dafür können wir lehrreiche Belege bringen; denn der Zufall hat es gefügt, daß eine Anzahl von Gedichten allen drei Sammlungen gemein sind.

Nehmen wir z. B. die zweite Strophe von „Correspondances“, Baudelaire S. 92:

Comme de longs échos qui de loin se confondent
Dans une ténébreuse et profonde unité,
Vaste comme la nuit et comme la clarté,
Les parfums, les couleurs et les sons se répondent.

George (S. 17) übersetzt folgendermaßen:

Wie lange echo fern zusammenrauschen
In tiefer finsterner geselligkeit,
Weit wie die nacht und wie die helligkeit
Parfüme farben töne rede tauschen.

Wiegler (S. 3) folgendermaßen:

In langem Widerhall die Rufe sich vermengen
Und gehn verrauschend ein zum finstren Hintergrund,
Es trägt die starre Nacht mit rätselvollem Mund
Die Antwort hin und her von Düften, Farben, Klängen.

Zweig (S. 24) folgendermaßen:

Wie lange Echos, die sich fern verschwiftern
Und sich zu dunklem Einheitsklang versöhnen,
Antworten dort im tiefen Abenddüstern
Die Farben und die Düfte leis' den Tönen.

Die Georgesche Umdichtung ist einfach vollendet. Eine kleine Verschiebung der Syntax in den beiden ersten Zeilen — und alles mit Einschluß sogar der Reimwörter kann bleiben und steht da in schlichter Selbstverständlichkeit, als konnte es gar nicht anders sein. Es kann aber anders sein, das zeigen die beiden anderen Uebersetzer. Bei Wiegler fällt zunächst das so wichtige „de loin“, dafür tritt das neben „Widerhall“ überflüssige „Rufe“ ein. Da er „unité“ und „clarté“ nicht reimen kann, erfindet er zunächst einen „finstren Hintergrund“ und leistet sich sodann eine direkt aus den Fingern gezogene dritte

Zeile, weil er einen Reim auf „Grund“ braucht. Nun gar Zweig! Ihm ist „profonde“ verloren gegangen; in die Lücke muß nun das halb überflüssige, halb unpassende „versöhnen“ einspringen. In der dritten Zeile hat sich „clarté“ nicht reimen wollen, also fort damit; dafür tritt nun „repondent“ aus der vierten Zeile ein. „Nun“ fehlt natürlich in dieser; man muß daher überflüssige Worte machen, was sehr gut dadurch erzielt wird, daß die Koordination der drei Empfindungen unverantwortlicher Weise zerrissen und das Flickwort „leis“ eingeschoben wird.

Harmonie du Soir, 3. 3, 4 (S. 155):

Les sons et les parfums tournent dans l'air du soir;
Valse mélancolique et langoureux vertige!

Das köstlich charakteristische liegt hier offenbar in „tournent“ und „valse“; diesem wird die Georgesche Uebersetzung gerecht (S. 67):

Um abendwinde drehen sich Klang und duft,
Schwermütiger walzer und schmerzliches sichwiegen!

Bei Wiegler (S. 21):

Und Düfte, Klänge ziehn zum Abend wunderbar
In bangem Wirbeltanz, sehnsüchtig ohne Ziele.

Ist daraus ein mattes „ziehen“, ein unpassender „Wirbeltanz“ geworden; „l'air“ ist wieder verunglückt und dafür das Flickwort „wunderbar“ angehängt.

Die Zweigsche Uebersetzung — ja ist dies noch eine Uebersetzung? (S. 45):

Und Rhythmen leis sich wiegen, wie ein tanzend Paar
Und sehnsüchtvollen Reigens in den Abend schweben.

La Musique (S. 192), erste Strophe:

La musique souvent me prend comme une mer!
Vers ma pâle étoile,
Sous un plafond de brume ou dans une vaste éther,
Je mets à la voile.

Das übersetzt Zweig so (S. 52):

Oft hebt die Musik mich, ein wogendes Meer,
Zu meinem Sternenzeichen
Ob heiter der Himmel, ob wolkenreicher,
Daß ich die Schwingen streichen.

Das Meer „wogt“ bei ihm natürlich, weil die hier kürzere deutsche Ausdrucksweise einige Silben spart. Umgekehrt kann er nachher „pâle“ nicht unterbringen; daher schafft er das lange, aber schlecht gebildete Wort „Sternenzeichen“. Auch Wiegler (S. 34) kann die erste Zeile nicht füllen; er verrät uns daher, daß — wie originell — die Sterne „hoch“ stehen.

Es trägt mich hoch zu meinem blauen Stern
Oft ein Meer von Klängen,
Ich segle, ob der Himmel licht und fern,
Ob die Wolken hängen.

Wie schlicht und sicher heißt es dagegen bei George (S. 90):

Die töne erfassen mich oft wie ein meer,
Zu meinem bleichen sterne
Ob im Aether weit, ob im Nebel schwer,
Steur' ich ins Ferne.

Sehr lehrreich sind die Uebersetzungen der folgenden Verse, Spleen (S. 201, 3. 1, 2):

Je suis comme le roi d'un pays pluvieux,
Riche, mais impuissant, jeune et pourtant très-vieux.

George übersetzt (S. 99):

Ich bin ein Fürst in Landen trüb und kalt,
Reich aber machtlos, jung und doch schon alt.

Hier ist nun selbst George in Reimverlegenheit wegen „pluvieux“; aber er ersetzt es in genialer Weise dadurch, daß er den Stimmungsgehalt dieses Wortes in seine beiden Faktoren zerlegt. Dadurch erhält er, wonach die beiden anderen vergeblich suchen, den Reim auf alt; und so gelingt es ihm, die zweite Zeile in so überraschender Einfachheit hinzustellen.

Wiegler dagegen (S. 35):

Ein König herrsche ich in regendunklem Land,
Ohnmächtig, wenn auch reich, dem früh die Jugend schwand.
muß sich mit dem noch dazu undeutlich konstruierten stehenden Bilde von der „entschwundenen Jugend“ behelfen; und Zweig (S. 54):

Ein König gleicht mir, doch verregnet ist sein Reich;
Noch jung und reich ist er und doch schon Greisen gleich.

muß in der zweiten Zeile des verständlichen „gleich“ wegen das unentbehrliche „impuissant“ ausfallen lassen.

Ein letztes Beispiel. Die erste Strophe von Le Plaints d'un Icare (S. 238) lautet:

Les amant des prostituées
Sont heureux, dispos et repus;
Quant à moi, mes bras sont rompus
Pour avoir étreint des nuées.

Dies überfetzt Zweig in der Sprache des Tertianers (feile Dirne, zehrende Blut der Leidenschaft, Sinken der letzten Kraft) so (S. 61):

Wie glücklich sind die Gäste feiler Dirnen,
Denn sie zehrt nicht die Blut der Leidenschaft,
Doch meinen Armen sank die letzte Kraft,
Weil sie sich sehnten nach den Wolkenfirnen.

Wiegler (S. 40) bevorzugt seinerseits die Sprache der höheren Tochter (erquicktes Sehnen, gesunde Liebe, entschundenenes Glück):

Es scheidet mit erquicktem Sehnen,
Wer bei Verlornen Liebe fand,
Ins Leere mir das Glück entchwand,
Ob auch die Arme sich verbehn.

Aber von allen diesen billigen Phrasen und Bildern steht doch bei Baudelaire kein Wort! Und wer würde wohl ahnen, der es nicht wüßte, daß beide Strophen Uebersetzungen derselben Strophe sind!

Dagegen heißt es bei George — wie es eben bei Baudelaire heißt (S. 119):

Die Dirnen mit ihren buben
Sind aufgelegt glücklich und satt . .
Und ich — meine arme find matt,
Da sie in wolken sich gruben.

Und so geht es die ganzen Sammlungen durch. Freilich — ein großer Teil der schlimmsten Stellen bei Wiegler und Zweig (dies sei billigerweise hervorgehoben) ist aus dem Bestreben erwachsen, es recht gut machen zu wollen. Sie haben nämlich bei der Wiedergabe der Baudelaire'schen Sonette sich zumeist streng an die jeweilige Reimordnung gehalten. Da aber unter so erschwerten Bedingungen eine schöne und treue Wiedergabe des Inhaltlichen fast ausgeschlossen ist, so heißt ein solches Verfahren nicht anders als einer bloßen und übrigen wertlosen Neußerlichkeit das Wesentliche zum Opfer zu bringen. Die Georgische Uebersetzung hat auf diese Art von Treue (als ob es wohl eine größere Verletzung der Treue geben könnte, als wenn man für ein Meisterwerk eine Stümperei einsetzt!) zumeist mit Recht verzichtet.

Natürlich hätten wir auch an diesem Werke mancherlei auszuweisen; aber wir unterlassen es, weil der Verfasser die Mängel vermutlich kennt und das Publikum sich zunächst an die Schönheiten dieses unvergänglichen Werkes zu halten hat. Nur eines darf nicht unerwähnt bleiben. Die Auswahl ist eine derartige, daß nur schöne Stücke aufgenommen wurden. Selbst für die Persönlichkeit Baudelaire's sehr bezeichnende Gedichte, wie der so hochberühmte Pariser Traum (worin die Welt aus Marmor, Wasser und Metall aufgebaut wird) sind ausgeschlossen, wenn sie als Kunstwerke minderwertig waren. Aber gerade auf Grund dieser in heutiger Zeit besonders erfreulichen Hochwertung des rein künstlerischen gegenüber dem bloß Persönlichen hätten alle Gedichte aufgenommen werden sollen, die als Kunstwerke bedeutend sind, mögen auch die in ihnen ausgedrückten persönlichen Seiten dem Uebersetzer antipathisch gewesen sein. Diese Konsequenz scheint aber George nicht gezogen zu haben. Jedenfalls fehlen alle Gedichte, in denen Gottlosigkeit oder Cynismus lebt, die gräßliche oder geschlechtlich sehr freie Stoffe haben; selbst Meisterwerke wie Préface, Le Poison, Les Litanies de Satan, II, sind ausgeschlossen. Ein Bild von der ganzen Größe des Werkes und der ganzen Persönlichkeit des Dichters gibt diese Umbildung daher nicht, obwohl sie es meines Erachtens ohne Verminderung ihrer künstlerischen Werte und ohne Ueberschreitung des für erlaubt Geachteten hätte tun können.

Brügge

von

Dr. Hermann Popp

Was einst Venedig für den Süden bedeutete, das war Brügge für den Norden. Wie dort alle Quellen des Reichtums, der Macht und des Glanzes zusammenliefen, so konzentrierten sich auch hier in unerhörtem Maße die kraft- und lebensspendenden Errungenschaften menschlicher Energie und Arbeit. Wie dort im Hafen von San Marco täglich Hunderte von Schiffen mit den köstlichsten Erzeugnissen des Morgen- und Abendlandes einliefen, so lagerten auch hier im Hafen von Minne-Water die Schätze der Welt. Frisches Erz und afrikanische Früchte, nordisches Pelzwerk und chinesische Seide, englische Wolle und persische Teppiche, venezianische Gläser und arabische Klingeln, französischer Wein und genueser Olivenöl ergoß sich aus den Riesenleibern der Schiffe, die dann wieder schwer beladen, wie sie gekommen, die Produkte des Nordens nach den fernsten Handelsplätzen hinausführten. Auf den Quais, vor den Kaufhäusern und Konsulaten bewegten sich in geschäftiger Eile die buntesten Trachten, bezopfte Chinesen, Perser mit hohen Mützen, Kleinasiaten, Araber, Pelzjäger aus dem hohen Norden, Juden aus Portugal und der Levante, alle Sprachen der Welt schwirren durcheinander. Unendlicher Reichtum kam in die Stadt. Ueberall entstanden Paläste, Kirchen und Kapellen, mächtige Hallen und trutzige Türme. Ueber den Häusern ragten gotische Spitzchen, ihre Fronten belebten zierliche Bögen und Erker und auf den Plätzen, welche die malerischen Siebelhäuser, die Schätze bergenden Hallen und den himmeltragenden Velfried umschlossen, tummelte sich ein schlichtes, arbeitsames Bürgertum, ein Volk von Arbeitern, dessen Händeleiß sich befruchtend ausdehnte über Länder und Meere. So stand Brügge da als ein Baum, dessen Wurzeln sich machtvoll in die nordische Erde schlugen, dessen gewaltige Zweige weit hinausragten, — ein Symbol der Kraft, der gesteigerten Lebensenergie, des Lebensfrühlings.

Doch dem Frühling folgte der Sommer mit seinen Blüten, der Herbst mit seinen reifen Früchten. Ein anderer Sinn war ins Land gekommen. Man hatte geschafft und gesammelt, nun wollte man ernten, sich des Erworbenen freuen. Der plebejische Nützlichkeits- und Erwerbssinn wich dem unwiderstehlichen Drange nach Genuß. Noch blühte Brügges Handel unter den Herzögen von Burgund, noch häufte sich das Milliardenvermögen, das man hinter den gewaltigen Mauern des Velfried vermauerte und noch immer führte der Zwyn die Kauffahrteischiffe vom Meere in die Stadt. Aber was sie aus fernen Ländern, aus China und Persien, aus Afrika und Kleinasien, Spanien und England in die Häfen von Minne-Water, Sluis und Damme schleppten, das war mehr als Handelsobjekt geworden. Man fand auf einmal selbst Geschmack an den kostbaren Stoffen, Pelzen und Webereien, an den herrlichen Edelsteinen und dem glitzernden Geschmeide. Mit farbenprächtigen Gewändern gehen nun die Damen umher, ihr Haar erstrahlt im Glanze der Smaragden und Rubinen, Perlenketten legen sich um den schlanken Hals, goldene Gürtel um die Hüften. In prächtiger Rüstung stolzieren die Adelige, ein tauschiertes Wehrgehänge führt er an der Seite, sein Pferd ist aufgezäumt in Gold und Silber. Selbst der Kaufmann vertauscht seinen schlichten Kittel mit einem pelzverbrämten Rock und seine Füße preßt er in goldgestickte Schnabelschuhe aus buntem Leder. Die Fassaden der Häuser zerfließen in Maßwerk, die Nischen füllen sich mit vergoldeten Statuen, die Wände der Zimmer bedecken köstliche Bilder und in den reichgezierten Erker sitzen die schlanken Damen und lesen in den miniaturgeschmückten Livres d'heures. Die Straßen sind erfüllt vom Schlag der Pauken, vom Schmettern der Trompeten, Turniere, Bankette und Festzüge, zu denen Hugo van der Goeß die Kostüme zeichnete, wechseln in bunter Reihe miteinander ab. Von den Dächern und Türmen wehen Fahnen und Standarten, von den Fenstern, Erker und Balkonen herab hängen damastene Teppiche und aus den Fontänen springt köstlicher Wein. Das solide, ernste Brügge war eine Stadt der Feste, der raffinierten Genüsse geworden. An Stelle